



& LEBEN LASSEN

**RECHT AUF LEBEN
GEGEN DAS VERGESSEN**

**RÜCKBLICK
TAG DER KINDER-
HOSPIZARBEIT**

**JETZT
WAS WIR VON TRAUERN-
DEN LERNEN KÖNNEN**

Jetzt

Inhaltsverzeichnis

Vorwort Diakon Dirk Münch, 1. Vorsitzender	4
Der Augenblick zählt	5
Mitmachseite	9
Warum das JETZT so schwierig ist.....	10
Hospizarbeit für taube Menschen, jetzt!	12
Tag der Kinderhospizarbeit	13
Gedenkfeier in St. Klara	14
Was wir von Trauernden lernen können	17
Resilienz, ein gutes Werkzeug für schwierige Zeiten.....	20
Veranstaltungen der Hospizakademie	22
Das Recht auf Leben ist unantastbar - gegen das Vergessen	25
Neues aus der Vorstandschaft	31
Konzertabend für den Frieden begeistert.....	32
Kinder- und Jugendhospizdienst feierte 15jähriges Jubiläum	34
Triage in Senioren- und Pflegeheimen?	36
Der beste Kiosk in der Stadt.....	40
Sinnerfahrung trotz unabänderlichen Schicksals?!	43
Steckbrief neue Mitarbeiterin.....	46
Gedenkseite.....	47
Impressum	48

Hinweis in eigener Sache:

Im Sinne der Gleichstellung verwenden wir bei internen Texten zukünftig die weibliche Form. Wir haben uns für diese Version entschieden, da die Mehrheit unserer Ehrenamtlichen weiblich ist. Damit werden auch die männliche und die diverse Form abgebildet. Sollte die Anzahl der männlichen Ehrenamtlichen zukünftig die Anzahl der weiblichen Ehrenamtlichen übersteigen, werden wir die Version entsprechend anpassen. Externe Texte bleiben von dieser Regelung unberührt.

Gerne können Sie uns hier per Mail an redaktion@hospiz-team.de Rückmeldung geben.



Liebe Leserinnen und Leser,

Nein, sterben ist noch kein Thema – jetzt ist es eindeutig zu früh.

Ich habe noch so viel vor ...

Nicht selten höre ich solche Hoffnungen, in meinem privaten Umfeld sowie im Arbeitsalltag. Wir wünschen uns, dass es bis zum „Jetzt“ immer noch dauert.

Aber das Sterben und der Tod nehmen keine Rücksicht auf Zeitpunkt, Geschlecht, Alter, Kultur oder andere Gegebenheiten. Und wenn dann das „Jetzt“ beginnt, nehmen Menschen ihr Recht in Anspruch, dagegen anzugehen. Manchmal klappt es, den endgültigen Termin hinauszuzögern, zu verschieben oder vielleicht auch erst einmal aufzuhalten. Aber letztendlich kommt der Moment doch.

Gerade in der Hospizarbeit erleben wir intensiv Menschen, die sich mit der letzten Lebenszeit auseinandersetzen müssen. Der sterbende Mensch und die An- und Zugehörigen gehen oft gemeinsam den Weg von Hoffnung, Kampf, Bangen und Loslassen. Unsere Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen versuchen, sie ein Stück weit zu begleiten und dabei so viel Lebensqualität zu gestalten, wie es in der Situation noch möglich ist.

Aber da ist auch Angst bei dem immer noch gelebten Tabuthema „Sterben“.

Wie kann ich mich eigentlich wirklich auf die Situation des Sterbens vorbereiten? Viele Publikationen versuchen, aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Angst in den Griff zu bekommen. „Sie sind doch Hospizbegleiter – Sie haben doch sicher keine Angst vor dem Sterben?“ Betrachte ich mein Leben, so würde ich nie sagen, dass ich angstfrei bin beim Sterben. Es wird mein Weg sein, und auch wenn ich viele Wege von Menschen gesehen habe, ist doch jeder letzte Lebensweg individuell. Nein, ich glaube, man kann die letzte Lebenszeit nicht nur durch kognitives Wissen bearbeiten. Was uns bei dem Thema in der Hospizarbeit alle verbindet, ist ein Stück weit die Haltung dazu, wie wir mit dem „Jetzt“ umgehen. Wir versuchen unseren persönlichen Weg zu gehen, und die vielleicht schmerzhaften und traurigen Momente, die Rückschläge und die verblassenden Hoffnungen auszuhalten und zu gestalten.

Dazu ist es jedoch nötig, sich dem Tabuthema zu stellen bevor der Sterbeprozess beginnt. Den Mut zu haben darüber zu reden mit den Menschen unseres Vertrauens, und auch vorauszuplanen, um mögliche Belastungen zu minimieren und unseren Begleitern Hilfestellungen an die Hand zu geben.

„Jetzt“ ist Vergangenheit und Zukunft in einem Bruchteil einer Sekunde. Wir haben also jede Sekunde die Möglichkeit, uns dem Thema zu stellen und nicht auf ein Morgen zu hoffen.

Mit hospizlichen Grüßen

Diakon Dirk Münch, 1. Vorsitzender

Der Augenblick zählt

Im Sommer 2023 übernahm ich die Begleitung einer Seniorin, die von einem Tag auf den anderen in das Haus ihres Sohnes und der Schwiegertochter umziehen musste. Eine selbständige Versorgung in ihrer eigenen Wohnung war ihr nicht mehr möglich, da ihre Erkrankung soweit voran geschritten war, dass die Ärzte ihre verbleibende Lebenszeit auf ca. drei Monate festsetzten.

Beim Erstkontakt treffe ich eine sehr wache, freundliche und zierliche ältere Dame an (sie wog damals 35,9 kg!) und werde von Sohn und Schwiegertochter herzlich und noch ein bisschen verhalten empfangen.

Frau M. (Name geändert) und ich sind uns auf Anhieb sympathisch und unterhalten uns sehr gut. Sie erzählt mir da bereits sehr viel aus ihrer Biografie – teilweise sehr bewegende und auch berührende Momente. Nach etwa eineinhalb Stunden (normalerweise ist der Erstbesuch deutlich kürzer) verabschiede ich mich. Frau M. drückt mir ganz fest die Hand und meint „ich denke, wir beide bekommen DAS ganz gut hin – ich möchte nur nicht alleine hinüberrautschen“ – sterben meinte sie. Wir verabreden uns einmal pro Woche an wechselnden Tagen.

In den nächsten Wochen werden wir drei uns immer vertrauter, ich werde sehr gut in die Familie integriert und

fühle mich sehr wohl. Es gelingt mir nach und nach auch Sohn und Schwiegertochter zu überzeugen, dass ich gerne auch für die beiden da sein werde, falls sie etwas zusammen unternehmen möchten. In den Sommermonaten nehmen sie mein Angebot gerne an, da sie leidenschaftlich gern radeln. Frau M. – inzwischen duzen wir uns, ich nenne sie hier Susanne – lebt sich gut ein, nimmt an Gewicht zu, sie strebt 38 kg oder 39 kg an, denn dann möchte sie duschen. Da sich die Dusche im ersten Stock befindet, fehlt ihr momentan für die Stufen einfach noch die Kraft.

Ich darf eine sehr schöne und bewegende Zeit mit Susanne erleben. Sie hatte meist eine kleine To Do-Liste erstellt, wenn ich sie besuchte. Es war oft ein buntes Potpourri, egal, ob wir uns ihre selbst gestalteten Fotoalben angesehen haben – sie hatte bis dahin neun- undzwanzig Alben eigenhändig am PC erstellt, immer sehr schöne Blumen-

und Naturmotive. Das war ihre große Leidenschaft. Manchmal wollte sie auch nur ruhen, oder vorgelesen haben. Gerne aus dem grünen Büchlein „Trost und Abschied“ vom Verlag Andere Zeiten. Sie meinte dann immer zu mir: „... du hast ja das grüne Büchlein...“ wenn sie wirklich mal schlafen wollte, oder ihr die Augen zufielen während des Vorlesens.

Eines Tages erzählt sie mir sehr bedrückt, dass sie sich jetzt, wo sie bei Sohn und Schwiegertochter lebt, gar nicht mehr von ihren drei Schwestern verabschieden könne. Ihr Bruder ist bereits verstorben und ihre Schwestern wohnen in Lübeck, Hannover und Stuttgart, und jede ist wohl gesundheitlich nicht mehr dazu in der Lage, nach Nürnberg zu reisen.

Susanne weint und ich spüre eine große Traurigkeit.

Einen kurzen Moment bin ich hilflos, bis mir spontan das Wünschewagen-Projekt einfällt. Wir hatten im Unterricht während der Hospizbegleiter-Ausbildung davon erfahren. Susanne ist sofort begeistert, als ich davon berichte. Sie strahlt mich an! Wir beide sprechen mit den Kindern, die sind anfangs gar nicht begeistert, eigentlich eher dagegen. Wir einigen uns darauf, dass ich mich kundig mache. Die An-

gehörigen können den Betreffenden online anmelden, das übernimmt der Sohn. Noch am selben Tag nimmt der Koordinator vom Wünschewagen-Team telefonisch Kontakt mit der Familie auf. Er möchte Susanne und mich gerne kennenlernen, um offene Fragen zu klären. Wir vereinbaren einen Termin. Inzwischen hat Susanne ihre Schwester in Lübeck informiert, alles ist geregelt. Wir benötigen noch eine Transport-Bescheinigung vom behandelnden Arzt, dann sind die erforderlichen Papiere zusammen. Kurz darauf ruft mich die Schwiegertochter sehr bedrückt an und informiert mich, dass die Schwester aus Lübeck bei ihnen angerufen und unseren Besuch abgesagt hat. Sie will Susanne nicht sehen, es sei ihr jetzt plötzlich zuviel! Ich bin fassungslos. Die eigene Schwester! Was sagt man da? Ich habe keine Ahnung! Wir beide überbringen Susanne diese schlimme Nachricht. Sie sieht mich nur ganz traurig an - es kommen keine Tränen, nur Kopfschütteln und ein „... das ist halt ...“ Wir schweigen. Ich versuche, Alternativen aufzuzählen - vielleicht ein See in der Umgebung, oder zwei Tage in Richtung Berge? Susanne ist nicht abgeneigt, plötzlich meinte sie, sie könnte doch die Schwester in Stuttgart besuchen, das wäre auch nicht so weit entfernt. Sie ruft an, ich sitze neben ihrem Bett und höre, dass sie erneut eine Absage bekommt. Was sage ich da jetzt? Susanne ist sehr tapfer,

aber auch traurig und enttäuscht! Sie weint erneut keine Tränen. Sie entschuldigt ihre Schwester, die muss sich ja um den kranken Mann kümmern. Wir informieren den Koordinator vom Wünschewagen. Dieser trifft sich trotzdem mit uns, denn das Wünschewagen-Team möchte Menschen am Lebensende immer einen letzten Wunsch erfüllen. Das ist das Ziel, egal wie hoch der Aufwand ist. Susanne bespricht sich mit ihren Kindern. Es wird der Chiemsee für zwei Tage, da war sie früher öfters mit ihren beiden Söhnen.

Das Wünschewagen-Team plant die beiden Tage komplett durch. Wir beide erleben zwei unvergessene Tage.

Ich darf als Begleitperson mit dabei sein, ein wunderbares Geschenk. Unsere beiden Wünsche-Erfüller (so werden sie genannt), ein sehr nettes Ehepaar, das am Chiemsee zuhause ist, hat vor Ort eine Chiemsee-Rundfahrt organisiert, sowie einen Besuch auf der Kampenwand. Es klappt alles wunderbar und ohne Komplikationen. Susanne genießt die Tage und wird auch nicht müde. Sie fotografiert und läßt fotografieren. Sie will mir ein Album schenken - ihr dreißigstes und letztes. Die angedachten drei Monate sind „überschritten“, das benennt sie auch so, aber sie ruht fest in sich und in ihrem Glauben. „Er“ wird mich schon holen, wenn die Zeit gekommen ist, sagt sie immer. Wir erledigen zusammen ihre Weihnachts-post, das ist ihr noch ganz wichtig, und unternehmen einen Stadtbummel mit dem Rollator. Sie liebt Schmuck in allen Variationen und auch Kleidung, und obwohl der Platz beim Sohn sehr begrenzt ist, kauft sie immer noch gerne ein. Egal wo wir beide hinkommen, sie ist stets freundlich und zugewandt und kommt sofort mit den Menschen um uns herum ins Gespräch.

Gesundheitlich hält sie sich bis kurz vor der Adventszeit stabil, dann kommt ein Rückschlag. Nach einem Sturz auf der Toilette verliert sie an Kraft, schläft viel. Sie glaubt, jetzt sei die Zeit gekommen. Da sie sehr gläubig ist betet sie viel, manchmal sprechen wir auch zusammen ein Gebet. Sie ruht in sich und ist sehr klar in ihren Äußerungen. Sie hat alles für ihre Beerdigung festgeschrieben, was sie anziehen möchte, wer eingeladen werden soll, dass es keinen Pfarrer geben und dass ihr Sohn die Trauerrede halten wird, hat zwei Lieder ausgesucht, die gespielt werden sollen. Immer wieder erinnert sie mich daran, dass sie nicht alleine hinübrutschen möchte - sie hat sich im Hospiz Mathildenhaus auf die Warteliste setzen lassen, falls am Ende die Versorgung zuhause nicht mehr möglich sein sollte.



Wir sprechen über den Tod und das Sterben, aber in aller Ruhe und einer Art Verbundenheit. Sie wirkt irgendwie gelöst, mich an ihrer Seite zu wissen. Ihre Worte waren immer: „wenn wir dann an der Schwelle ankommen, lasse ich deine Hand los, dreh mich um und winke dir zu!“ - als sie dies zum ersten Mal so ausgesprochen hat, war das sehr berührend für mich! So klar hat sie die Dinge beim Namen benannt.

Zwei von den drei Schwestern hat sie verzeihen können, bei der dritten Schwester könne sie das nicht, meinte sie zu mir. Ihr war durchaus bewusst, dass sie deshalb eventuell schwerer gehen kann - „... das nehme ich in Kauf“, hat sie gesagt. Sie wird zusehends schwächer und verschläft fast den kompletten Tag. Ich sitze neben ihr, manchmal greift sie nach meiner Hand. Wir verstehen uns auch ohne Worte. Kurz vor Weihnachten „verabschieden“ wir beide uns voneinander, da hat sie eine wachere Phase, sie schenkt mir ihr letztes selbsterstelltes Album, hübsch verpackt. Es ist ein sehr emotionales und tränenreiches Verabschieden auf beiden Seiten. Ich schäme mich nicht für meine Tränen! Eine bewundernswerte Frau. Sie wird auf mich acht geben von dort oben, waren ihre Worte.

Sie freue sich auf ihre Eltern und ihren Bruder „dort drüben“ und fragt, ob ich sie besuchen komme auf dem Friedhof.

Ich bin nur kurz nach
nebenan verschwunden.

Susannes Sterbephase dauert länger als wir gedacht hatten. Sie erlebt Weihnachten mit Enkeln und Urenkeln, und auch den Silvesterabend mit Sohn und Schwiegertochter. Am frühen Neujahrsmorgen darf sie dann ganz friedlich einschlafen. Sie liegt entspannt in ihrem Bett. Ich falte ihr die Hände und lese ihr einen ihrer Lieblingstexte vor: „Bin nur kurz nach nebenan verschwunden ...“ aus ihrem geliebten grünen Büchlein. Ein ganz wunderbarer Text, den hat sie so geliebt. Das Büchlein hat sie mir vermacht.

Diese Begleitung wird mir noch lange im Gedächtnis bleiben. Susanne war ein ganz besonders feiner Mensch, der nie geklagt hat. Dass ich sie begleiten durfte, war für mich sehr bereichernd. Es hat mir gezeigt, dass meine Entscheidung dafür, mich ehrenamtlich im Hospiz-Team Nürnberg zu engagieren, genau die richtige war.

Gabriele Zitzmann, Hospizbegleiterin

Mitmachseite

JETZT kommt nie wieder ...

Was willst Du lieber nicht weiter aufschieben?



**Gönn Dir einen Moment Auszeit vom Alltag
und beantworte für Dich diese Fragen.**

warum das JETZT so schwierig ist ...



Kampf um medizinische KITA-Begleitung

Kündigung des Rechtsschutzes wegen Häufigkeit

Drohende Isolation

Häufige Klinikaufenthalte

Gerichtsverfahren

Finanzielle Sorgen

Lange Rückmeldezeit der medizinischen Dienste

Angst vor Tod

Angst vor jedem Infekt

Diskussionen um notwendige Hilfsmittel

Kampf um medizinischen Pflegedienst in der Nacht

Angst vor jedem Herzultraschall

Einholen von unzähligen Stellungnahmen

Widerspruchsverfahren

Verlust der Arbeit wegen häufigem Ausfall

Organisation von vier verschiedenen Therapeuten

Kampf um Teilhabe im Alltag

Keinerlei Sichtbarkeit von pflegenden Familien in der Gesellschaft

Silvia Eberle, Mama von Dante, 3 Jahre, KBG Syndrom

Hospizarbeit für taube Menschen, jetzt!

In Deutschland leben circa 80.000 Menschen, die als „gehörlos“ gelten.

Seit mehr als acht Jahren läuft das Projekt Hospizarbeit für taube Menschen in Bayern. In der Vorbereitung tauchte immer wieder die Frage auf: wie viele taube Menschen sterben denn im Jahr, lohnt sich das überhaupt?

Die Geschichte der tauben Menschen im Nationalsozialismus ist sehr vielschichtig. Auch hier gab es taube Täter, die im Reichsbund der Gehörlosen Deutschlands e.V. organisiert waren. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch die Gruppe der tauben Juden, die beispielsweise in dem Verein zur Förderung der Interessen der israelitischen Taubstummen organisiert waren, der 1937 zwangsaufgelöst wurde. Wie viele taube Juden ermordet wurden, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

1934 trat das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in Kraft, das eine Zwangssterilisation durch Gutachten legalisierte. Circa 15.000 taube Menschen, etwa ein Drittel der in Deutschland lebenden Gehörlosen, wurden aufgrund dieses Gesetzes sterilisiert.

„Jetzt“ 2024, in einem Ausbildungskurs für gehörlose Hospizbegleiter, erzählte ein Teilnehmer die Geschichte seiner

Großmutter: Sie war zur Begutachtung im Sinne des Erbgesundheitsgesetzes geladen worden. Ihr Chef übte mit ihr lautsprachliche Äußerung und riet ihr, ihr schönstes Kleid anzuziehen. Durch seine Unterstützung entging sie der Zwangssterilisation.

Auch dem Euthanasieprogramm fielen taube Menschen zum Opfer. Der Wert des deutschen Gehörlosen für die Volksgemeinschaft bemaß sich nach seiner Lautsprachkompetenz.

Kein Mensch soll alleine sterben müssen.

Auch nicht, wenn er nicht hört und Gebärdensprache die Muttersprache ist?! Taube Menschen sind gerade in der Situation einer schweren Krankheit durch die Sprachbarriere extrem gehandicapt. Oft fehlt es an Dolmetschern, und wenn doch dabei gedolmetscht wurde können Fragen, die nach dem Arztgespräch aufkommen, nicht zeitnah geklärt werden.

Hier ist die Hospizarbeit in der Verantwortung, zu ihren Grundsätzen zu stehen und zu versuchen, wirklich alle Menschen mitzunehmen.

Iris Feneberg, Koordinatorin

10. Februar 2024 Tag der Kinderhospizarbeit

Warum gerade dieses Datum?

Es ist eine Art Hommage an die sechs Familien, deren Kinder unheilbar und lebensverkürzend erkrankt sind, die sich am 10. Februar 1990 trafen und den Deutschen Kinderhospizverein e.V. gründeten. Ihre Hauptanliegen waren die Begleitung betroffener Familien, sowie Anlaufstellen an verschiedenen Orten in Deutschland zu schaffen und das große Ziel, ein Kinderhospiz zu bauen.

Seit 2006 wird der Tag gefeiert und dazu genutzt, öffentlich auf die Belange aufmerksam zu machen, sich solidarisch mit den Familien zu zeigen und ihnen eine Stimme zu geben. Dabei dient das grüne Band als Symbol der Verbundenheit.

Bis heute wurde viel geschafft, worauf man mit Stolz zurückblicken kann, jedoch ist auch noch sehr viel zu tun und ein Ausruhen undenkbar.

Die Gesellschaft darf und muss noch mehr aufgeklärt werden über unsere Arbeit, über unsere wunderbaren Familien, und wir müssen sie gemeinsam dorthin holen, wo sie hingehören - in die Mitte unserer Gesellschaft.

Dieses Jahr hatten wir vom ambulanten Kinder- und Jugendhospizdienst unseren Infostand und unsere Aktion „You'll never walk alone“ vor dem Bekleidungsgeschäft Breuninger in der Nürnberger Innenstadt. Es waren tolle bunte, musikalische, gesprächsreiche Stunden, in denen viele grüne Bänder an Passantinnen verteilt wurden, die ab jetzt die Kunde für uns weiterverbreiten.

*Cornelia Grötsch,
Koordinatorin Kinder- und Jugendhospizdienst*



Gedenkfeier in St. Klara, Nürnberg, im letzten November

Am Dienstag, 28. November 2023, fand die Gedenkfeier für die Hinterbliebenen, An- und Zugehörigen der verstorbenen Patienten statt, die im Zeitraum von Anfang Juli 2022 bis Ende Juni 2023 vom SAPV Team Nürnberg, dem Hospiz-Team Nürnberg oder dem Hospizverein Schwabach betreut wurden. Zum ersten Mal wurde diese Stunde des Gedenkens an die verstorbenen Menschen nicht als Gottesdienst, sondern als Gedenkfeier gestaltet. Mit diesem neuen Konzept möchten wir uns an diejenigen Menschen wenden, die einer anderen als der christlichen Religion angehören, oder die nicht gläubig sind. Wir sehen uns als neutrale Partner an der Seite der Menschen, die Hilfe in ihrer Lebenskrise brauchen, unabhängig von kulturellen und spirituellen Hintergründen.

Die Leitung der Gedenkfeier hatte erstmals Frau Pfarrerin Susanne Bammessel inne, in Zusammenarbeit mit hauptamtlichen Mitarbeitern aus dem SAPV Team Nürnberg, dem Hospiz-Team Nürnberg, dem Hospizverein Schwabach, sowie ehrenamtlichen Begleiterinnen aus den beiden Hospizvereinen. Mittelpunkt der Feier war das Verlesen der Namen der Verstorbenen. Alle Hinterbliebenen bekamen die Gelegenheit, eine Kerze für ihre verstorbenen Lieben anzuzünden und beim Altar auf das Tuch zu stellen. So entstand für alle ein Moment des Gedenkens an den geliebten Menschen aus ihrem Leben, in dem sie sich in der Stille mit ihrem Verstorbenen verbinden konnten. Es war viel Ruhe spürbar und ein Zuzusichkommen. Maja Taube hat die Feier sehr stimmungsvoll und harmonisch mit ihrer Harfe begleitet. Das Team der St. Klara-Kirche hat mit seiner Unterstützung ebenfalls tatkräftig zum schönen Gelingen beigetragen.

Das neue Konzept der Gedenkfeier kam sehr gut an. Die Feier war außergewöhnlich gut besucht, trotz der winterlichen Kälte, die an diesem Abend herrschte. Wir erhielten sehr positive Resonanzen von den Besuchern, auch am Ende beim Verlassen der Kirche. Für das Team, das sich zur Durchführung der Feier zusammengefunden und diese in der Kirche begleitet hat, war es eine wundervolle und berührende Begegnung.

Die Kollekte aus der Gedenkfeier kommt, in Abstimmung mit allen an der Durchführung Beteiligten, der Trauerarbeit im Hospiz-Team Nürnberg zugute.



Die Termine für die kommenden Gedenkfeiern in St. Klara sind bereits bekannt: Montag, 13. Mai 2024, und Montag, 25. November 2024, jeweils um 19:00 Uhr. Dazu werden vorher durch uns Einladungen an die Hinterbliebenen und Zugehörigen verschickt. Alle Ehrenamtlichen sind ebenfalls herzlich dazu eingeladenen. Vielleicht ist es eine schöne Begegnung für Hospizbegleiterinnen und Angehörige, wenn sie sich auf der Gedenkfeier noch einmal sehen.

Susanne Riedner, Verwaltung Hospiz-Team Nürnberg e.V.

JETZT

**Wenn du aufs Kleinste runterbrichst,
was kommt und war
mal kurz vergisst, merkst du,
dass dieser Augenblick jetzt heilig
und vollkommen ist.**

**Drum wähle neu und fokussier` nur
dieses kleine Stück vom Weg,
dann merkst du, wie sich
Leichtigkeit behutsam auf die Seele legt.**

www.leiseimlaut.de

Jetzt

**ist die Zeit dazu, das eigene Leben
zu gestalten! Was wir von Trauernden
lernen können.**

Einen wirklich bedeutsamen Menschen durch den Tod zu verlieren, verändert das Leben der zurückbleibenden Menschen ganz grundlegend. Nichts ist mehr so, wie es war! Trauer wandelt die Sicht auf das eigene Leben, das Vergangene, das Gegenwärtige und schließlich auch auf das Zukünftige.

Trauernde nehmen die Begegnungen mit anderen Menschen mit einer erhöhten Empfindsamkeit wahr. Die Worte anderer können sehr guttun, stützen und begleiten, aber sie können auch schmerzhaft verletzen. Gerade „gut gemeinte Ratschläge“ können im wahrsten Sinne des Wortes wie Schläge treffen und zum Kontaktabbruch führen. Trauernde spüren feinfühler, welche Menschen verlässlich, geduldig und einfühlsam für sie da sind, und welche nach kurzer Zeit wieder zur Tagesordnung übergehen wollen. Smalltalk-Kontakte sind nicht mehr gefragt. Bei Trauernden verschieben sich die Prioritäten im Leben, und die Frage nach dem Sinn wird schmerzhaft neu gestellt. Wie soll das Leben überhaupt weitergehen nach diesem gravierenden Einschnitt? Lebensfreude klingt wie ein Fremdwort.

Am liebsten würden sie das eigene Leben wie einen Film zurückspulen und das Drehbuch verändern, umschreiben. In Trauergesprächen kommen solche Bedürfnisse und Sehnsüchte sehr häufig zur Sprache, denn man will und kann den Verlust nicht anerkennen, weil die Erkenntnis der Endgültigkeit im Hier und Jetzt so unendlich weh tut. Ein Trauernder insistiert z. B.: „Ich kann diesen Verlust niemals akzeptieren, allerhöchstens tolerieren, denn meine Frau musste viel zu früh gehen. Wir haben doch stets auf unsere Gesundheit geachtet. Der Tod kam einfach viel zu früh, das ist nicht gerecht!“

Eine Trauernde will den Verlustzeitpunkt nachverhandeln: „Was würde ich dafür geben, wenn wir wenigstens noch eine gemeinsame Woche hätten, um über so vieles zu sprechen, was ungesagt blieb. Vieles im Miteinander hat sich so selbstverständlich angefühlt und erst jetzt wird mir so richtig klar, wie besonders unsere Beziehung war. Dieser gemeinsame Weg, diese Liebe waren alles andere als selbstverständlich. Es war ein großes Geschenk! Warum habe ich das meinem Partner zu Lebzeiten nicht viel öfters gesagt?“



Eingepflanzt zwischen Vergangenheit und Zukunft, blühen Momente.

Ernst Ferstl

Wieder eine andere Hinterbliebene bedauert: „Warum haben wir im Leben so viel nach hinten geschoben? Wir dachten immer: Das machen wir ganz bestimmt im Ruhestand. Dann nehmen wir uns richtig Zeit für unsere Traumreise. Und dann war es plötzlich zu spät, die Träume sind mit einem Mal geplatzt.“

Und schließlich klagt eine trauernde Frau: „Er hat immer gesagt, dass alles gut geregelt ist für die Zukunft. Wenigstens haben wir noch rechtzeitig eine Patientenverfügung erstellt. Mit den Behandlungsentscheidungen am Ende wäre ich maßlos überfordert gewesen. Aber ansonsten ist rein gar nichts geregelt, und ich muss mich jetzt in dem Chaos zurechtfinden, welches mir mein Mann hinterlassen hat. Ich komme überhaupt nicht zum Trauern, weil ich immer noch nach wichtigen

Unterlagen suche für all den Behördenkram, der zu erledigen ist. Das macht mich manchmal richtig wütend!“

Diese zutiefst ehrlichen und schmerzhaften Empfindungen Trauernder gehen mir im Anschluss an die Begleitungssituationen nochmals nach. Sie fordern mich immer wieder geradezu heraus, ebenso ehrlich auf mein eigenes Leben im Hier und Jetzt zu schauen: Wie bewusst lebe ich mein Leben im Heute? Wie gestalte ich meine Beziehungen? Mit welcher Haltung und Tiefe begegne ich den Menschen auf meinem Lebensweg? Wo rede ich zu viel und höre zu wenig zu? Auf welche Art und Weise und wie häufig sage ich anderen ganz ehrlich, wie bedeutsam sie für mich sind und mein Leben bereichern? Bin ich ein Träumer und Verschieber, oder packe ich meine Herzensanliegen zeitnah an, so dies mög-

lich ist? Habe ich für die Zukunft gut vorgesorgt und meine Dinge geregelt, oder werden meine Angehörigen am Ende ein Durcheinander vorfinden, das ihren Abschied beschwert?

Dank der mitgeteilten Erfahrungen trauernder Menschen kann ich wie unter einem Brennglas gebündelt erkennen, was für ein kostbares Geschenk ein bewusst gestaltetes Leben im Hier und Jetzt ist, bzw. sein könnte. Beziehungen voller tiefer Zuneigung, Verlässlichkeit und Wärme sind die wahren Schätze des Lebens, die durch keine materiellen Werte dieser Welt jemals aufgewogen werden können.

So kann und darf ich von Trauernden und ihrer feinfühligem und zutiefst ehrlichen Sicht auf das Leben sehr viel lernen. Sie beschenken mich als Trauerbegleiter in ganz hohem Maße.



Dieses Geschenk möchte ich gerne mit Ihnen teilen, wenn Sie sich durch die oben genannten Fragen an das Leben im JETZT inspirieren lassen möchten.

*Diakon Helmut Unglaub,
Koordinator*

Resilienz, ein gutes Werkzeug für schwierige Zeiten

Manchmal ist das Leben wie eine Achterbahnfahrt. Höhen und Tiefen gehören zu unserem Leben und machen es einzigartig. Dabei ist es unerheblich, ob die Höhen und Tiefen aus dem eigenen Umfeld oder aus der Umwelt kommen. Höhen werden gerne angenommen, die Tiefs machen das Leben manchmal schwierig! Was in solchen Zeiten unterstützen kann, ist die eigene Resilienz.

In der Fachwelt wird Resilienz als Fähigkeit beschrieben, schwierige Lebenssituationen ohne Beeinträchtigung zu überstehen, also die psychische Widerstandsfähigkeit oder auch das seelische Immunsystem. Diese Erklärung liest sich einfach! Jedoch, was genau steckt hinter dieser Fähigkeit? Hierzu ein Bild von einem kleinen Gummiball. Wenn der Gummiball in der Hand durch Druck zusammengepresst wird, wird er ganz klein und verliert seine runde Form. Sobald der Druck durch die Hand nachlässt oder ganz weg ist, kommt der Ball wieder in seine ursprüngliche Form zurück.

Alle Menschen besitzen psychische Widerstandsfähigkeit. Sie ist lediglich unterschiedlich ausgeprägt. So es gibt es Menschen, die eine hohe Widerstandsfähigkeit haben und Menschen, bei denen sie weniger ausgeprägt ist. Die gute Botschaft ist, psychische Wi-

derstandsfähigkeit – Resilienz – kann geübt werden.

In der Fachwelt wird von den sieben Säulen der Resilienz gesprochen, die auf den persönlichen und sozialen Ressourcen ruhen. Das sind:

- **Optimistische Lebenseinstellung** - die Überzeugung, dass das Leben auch immer Gutes bereithält
- **Akzeptanz** - nicht alles ändern und widrige Situationen annehmen zu können
- **Lösungsorientierung** - Strategien entwickeln, um Probleme zu lösen
- **Bindung zu Menschen** - Freunde und Familie, mit denen ein Austausch möglich ist, Perspektiven entwickelt und Gedankenanstöße gegeben werden können
- **Selbstfürsorge** - eigene Bedürfnisse an erste Stelle setzen und auch mal NEIN sagen
- **Verantwortung für sich selbst übernehmen** - die eigenen Vorstellungen und Wünsche anderen gegenüber zu vertreten
- **Positive Zukunftsplanung** - sich vom Negativen aus der Vergangenheit zu lösen und mit zuversichtlichem Tatendrang in die Zukunft zu blicken

Ich finde es ziemlich spannend, mich mit diesen genannten Eigenschaften zu befassen und zu hinterfragen, welche Eigenschaften sind bei mir wie stark ausgeprägt, habe ich sie überhaupt? Welche Eigenschaften nutze ich bereits, worauf kann ich mich noch mehr fokussieren? Und dann die Gretchenfrage! Welche Übungen kann ich machen, um mein seelisches Immunsystem (diese Bezeichnung empfinde ich als liebevoller) zu stärken. Zum Glück muss ich das Rad nicht neu erfinden. Im "www", in guten Magazinen, in der Volkshochschule oder bei anderen Instituten gibt es Informationen, Anleitungen und/oder Kurse, die ich für mich nutzen kann.

Abschließend noch ein mutmachender Ausspruch der amerikanischen Schriftstellerin Louisa May Alcott (1832 – 1888):

Ich habe keine Angst vor Stürmen,
denn ich lerne, wie ich mein Schiff segeln muss.

Gabriele Wollnik,
Hospizbegleiterin

Veranstaltungen der Hospizakademie

06./07.05.2024



Gewaltfreie Kommunikation in der Palliativversorgung (Klaus-Dieter Neander)

Wir werden das Konzept der Gewaltfreien Kommunikation (GfK) in unterschiedlichen Übungen kennen lernen und miteinander erfahren, was Gefühle und Bedürfnisse mit uns machen bzw. wie wir lernen können, auf sie einzugehen.

18.06.2024



Liebe im Alter – Sexualität in der Pflege (Marlies Lamers)

Sexualität ist in jeder Lebensphase ein Grundbedürfnis, das befriedigt werden möchte. Es gibt viele Möglichkeiten, sie in den Pflegealltag zu integrieren. Aber es gibt auch Grenzen. Der Workshop soll Handlungshilfen an die Hand geben, um mit diesem Tabuthema wertschätzend umzugehen.

22.06.2024



Verbunden mit Himmel und Erde – Qigong als Kraftquelle in der Hospizarbeit (Christine Findeis-Dorn)

Im Qifeld der Gruppe wird dreifaches Lernen möglich: mit Worten – durch Anleitung, mit dem Körper – durch Nachahmung, mit dem Herzen – durch Verbundenheit. Die beim Üben gewonnene Energie kann für sich selbst, aber auch in Begegnungen mit anderen wirksam werden.

28.06.2024



Jugendliche und der Tod (Silvia Schäfer, Beate Prox)

Jugendliche reagieren auf andere Weise auf Verlust als wir Erwachsenen. Als Reaktion auf diese Zerrissenheit legen sie dann vielfach Verhaltensweisen an den Tag, die widersprüchlich sind und es uns schwermachen, sie einzuordnen und damit umzugehen. Dieses Seminar bietet ihnen Gelegenheit, sich dem Thema anzunähern.

12.07. - 14.07.2024



Begegnungstage für Ehrenamtliche in Sulzbürg (Gabi Wollnik, Ulrike Bilz)

Die Begegnungstage bieten eine gute Möglichkeit, wirklich Zeit für Begegnung zu haben und sich einem Thema vertieft zu widmen.



04.08. - 09.08.2024



Pilgerreise von Lauenburg nach Celle (Marcus Hecke)

Ca. 2 bis 4 Wochen vor der Pilgerreise erhalten alle Teilnehmer Informationsmaterialien über die Anreise, Strecke und eine Ausrüstungsempfehlung.

03.09.2024



Fünfe gerade sein lassen (Marcus Hecke)

Einfach mal den Kopf weglassen und sich in den Tag treiben lassen. Nicht flapsig, nein, bewusst Nichts tun. Ein Tag in der Fränkischen Schweiz ... Bei Regenvorhersage muss der „Nichts-Tag“ leider abgesagt werden.



Mehr Informationen zu den Veranstaltungen finden Sie unter www.hospizakademie-nuernberg.de oder rufen Sie uns unter 0911-891205-30 an.

Momente

Spatzen albern, verhalten sich frei,
ein Eimer mit Kompost, viel Leckerei ...

ein Windrad dreht durch, in der Ferne ein Schnattern,
fleißige Züge laut rattern.

Momente der Stille, folgen dem Lärm –
ein erstes Zwinkern – ein erster Stern ...

Daniel Behrens



Das Recht auf Leben ist unantastbar - gegen das Vergessen

1984 stand in der Waldaustraße in Nürnberg vor einem attraktiv gestalteten Neubau eine Bautafel. Sie verkündete: Hier entsteht ein Zuhause für Behinderte. Unter denen, die dort einzogen, war auch Inge, die sich hier bald zuhause fühlte. Die elterliche Wohnung lag nicht weit entfernt und die Eltern konnten sie so in diesem neuen Lebensabschnitt gut begleiten.

Nur einige Jahre später wurde bei ihr Krebs diagnostiziert. Als Inge schließlich den Kampf verlor, konnte sie in diesem Zuhause sterben, umgeben von vertrauten Gesichtern. Auch wenn ihrem Tod das Leiden durch die Krankheit vorausging, hatte sie doch viele Jahre ihres Lebens geschenkt bekommen, denn ihr war möglicherweise ein anderes Schicksal zgedacht gewesen.

Sie wurde 1933 in Nürnberg geboren. Trotz ihrer Behinderung liebten die Eltern ihr Kind innig. Sie ging bis 1942 zur Schule, dann wurde das Gebäude aufgrund der alliierten Bombenangriffe in ein Lazarett umgewandelt. Damit endete die schulische Förderung des Kindes abrupt. Bereits zu dieser Zeit

hatte Inge großes Glück. Sie war der ersten Welle der sogenannten Euthanasie 1939 entgangen.

Der Beginn des zweiten Weltkrieges erschien Hitler als besonders günstiger Zeitpunkt für die Durchführung der „Euthanasie“, ohne das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen. Die NS-Propaganda bediente sich aller verfügbaren Mittel, um in der Öffentlichkeit ein verzerrtes Bild des kranken und behinderten Menschen als das eines „lebensunwerten Lebens“ und „unnützen Essers“ zu zeichnen. Schon in der Volksschule lernten Kinder anhand von Rechenaufgaben, wie viele Siedlungshäuser man anstelle einer Irrenanstalt errichten könne.

Im berüchtigten Führererlaß 1939 hieß es: „Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken, bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes, der Gnadentod gewährt werden kann“.



Getötet wurde im Gaswagen, durch Phenol-Spritzen ins Herz, durch Verhungern lassen oder in speziellen Anstalten. Dieser Erlass wurde konsequent umgesetzt und gipfelte in der Aktion T4, die mit erschreckender Systematik betrieben wurde.

Zur Aktion T4 gehörten 6 Gasmordanstalten, in denen Menschen mit Gas erstickt und anschließend verbrannt wurden. In einer Gasmordanstalt arbeiteten etwa 60 bis 70 Personen: 2 Ärzte und 1 Büroleiter, Personen, die Briefe an Ämter und Angehörige schrieben und Formulare ausfüllten; dazu kamen Pflegemitarbeiter, die in den grauen Transport-Bussen mitfahren und die Menschen in die Gaskammern brachten, die Fahrer der Busse und Leichenbrenner. Außerdem gab es noch einen Fotografen, der Menschen vor ihrer Ermordung fotografierte, wenn die Ärzte die Krankheit oder Behinderung interessant fanden.

Natürlich gab es Menschen, die versuchten etwas gegen die Ermordung von Menschen mit Behinderung oder Nervenkrankheiten zu tun. So sprach Bischof von Galen in seiner Kirche offen über die Morde an diesen Patienten in den Heilanstalten. Aufgrund der Kriegssituation war die Bevölkerung unruhig und nicht mehr sicher, dass die deutsche Armee den Krieg gewinnt. Die Reichsführung wollte nicht, dass die Bevölkerung noch unruhiger wird, deshalb unternahm sie nichts gegen Bischof von Galen. Seine Rede wurde schnell bekannt. Daher beendete man die »Aktion T4« am 24. August 1941 zumindest offiziell. Doch die Ermordung ging weiter!

Bis zum Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches“ fielen ca. 120.000 Kinder, Frauen und Männer der berüchtigten Euthanasie zum Opfer.

120.000 Kinder, Frauen und Männer fielen der Euthanasie zum Opfer.

Inges Eltern ahnten, was sich da Drohendes zusammenballte. Sie berichteten später vom Schicksal eines Jungen aus der Nachbarschaft in dieser Zeit: „Das war der Rauh Hans. Das war ein munterer Geselle, der oft, die Hände in den Taschen und munter pfeifend, mit schweren Schritten umeinander stapfte und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Der Hans sammelte Grünzeug für Leute, die Kleintiere hatten, zerkleinerte die Obstkisten und fuhr Futterroggen mit dem Handwagen für die Viehhändler aus. Wenn er dann hie und da ein Zehnerl bekam, kaufte er sich dafür schön gemusterte Taschentücher. Plötzlich wurde er abgeholt. Es hieß dann, er sei an Typhus gestorben und habe eingeäschert werden müssen ...“

Das Schicksal dieses Jungen hatten die Eltern vor Augen, als die kleine Inge eine schwere Erkältung bekam und überraschend von der Cnopfschen Kinderklinik nach Neuendettelsau verlegt wurde. Aufgrund einer grassierenden Scharlachepidemie sah sich die Cnopfsche Kinderklinik genötigt, ihre Patienten auf umliegende Anstalten zu verteilen. Schon nach wenigen Wochen holten die Eltern ihre Inge wieder nach Hause.

Das Kind war vollständig abgemagert und erkannte seine Mutter kaum noch. Auf der Rückfahrt entgingen sie nur knapp dem Tod: Tiefflieger griffen den Zug an, in dem die Familie nach Nürnberg unterwegs war. Da in der Folgezeit die Luftangriffe der Alliierten zunahmen, brachten die Eltern Inge für mehrere Monate zu Verwandten auf das Land.

Am 16. März wurde dann die Wohnung der Familie ausgebombt; die Familie zog daraufhin nach Stein. Die Eltern schirmten ihre Tochter dort stark von der Außenwelt ab, weil sie befürchteten, dass Inge abgeholt würde. In dieser Zeit verbrachte das Mädchen fast ein Vierteljahr im Keller, später als es wärmer wurde, war sie zeitweilig in einem kleinen Gartenhaus untergebracht. Diese Zeit prägte Inge stark. Nichts war mehr, wie es einmal war: Immer wieder Veränderungen, ja Umbrüche, fremde Menschen, unvertraute Gesichter und Stimmen, schwierige Situationen. Sicher spürte sie das Bedrohliche dieser Zeit.

Alldem war Inge weder physisch noch psychisch gewachsen. Die Mutter erinnerte sich: „**Unsere Inge hat sich damals sehr verändert und ist in ihrer Art nie wieder so geworden, wie sie es früher gewesen war**“. Lange Zeit war Inge in niedergeschlagener, gedrückter Stimmung und vor allem entkräftet.“

Aber Inge überlebte. 1951 kann sie mit ihrer Familie in das wieder errichtete Haus nach Nürnberg zurück. Doch die vertraute Umgebung hatte sich stark verändert; Inge fand sich nicht mehr zurecht. War sie früher gerne alleine einkaufen gegangen, so war sie dazu nun nicht mehr in der Lage. Ihr Leben konzentrierte sich auf den elterlichen Haushalt. Hier spülte sie ab, half ‚beim Ordnung machen‘, hörte Musik und ging an guten Tagen mit den Eltern ein wenig spazieren. Besonders gefielen ihr die Ausflüge an den Wochenenden. Ihr Vater berichtete schmunzelnd: „Dann war sie beinahe wieder die Alte. Wenn wir dann einkehrten, rieb sie sich gut gelaunt die Hände. Manchmal hat sie an einem Schnapserl genippt,

hat in sich reingelacht und geplaudert.“

Erst in ihren letzten Jahren im Wohnheim der Lebenshilfe fasste Inge wieder Vertrauen. Sie konnte sich öffnen, lachte und sang wieder. Die Eltern hatten sich angesichts ihres Alters entschlossen, den Bezug des Wohnheimes zu nutzen, das in der Nähe ihrer Wohnung eröffnete. Der Wechsel gestaltete sich, für alle überraschend, von Anfang an problemlos. Dass sie hier auch Menschen traf, die sie aus der therapeutischen Tagesstätte kannte, war sicher hilfreich. Aber auch der Garten, in den man direkt vom Wohnzimmer aus gelangte, tat ihr wohl. Besonders gerne ging sie barfuß durch den Garten. „Das erinnert sie halt an das Gartenhäusle“, meinte der Vater.



Die Lebenshilfe erinnert an die Opfer der NS-Euthanasie

Bis zum Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches“ fielen ca. 120.000 Kinder, Frauen und Männer der berüchtigten „Euthanasie“ des NS-Regimes zum Opfer.

Geistig und körperlich Behinderte, psychisch Kranke wurden als „lebensunwertes Leben“ und „unnütze Balastexistenzen“ aus der „Volksgemeinschaft“ ausgesondert!



Das
Recht auf
Leben ist
unantast-
bar

Alle Menschen sind gleichwertig.

Für behindertes und nichtbehindertes menschliches Leben gilt der gleiche Lebensschutz.

Behinderung ist nur eine unter vielen möglichen Daseinsformen eines Menschen.

Menschen mit einer Behinderung können ebenso sinnerfüllt und glücklich leben wie es nichtbehinderte Menschen können.

Glück- und Leiderfahrungen gehören zum menschlichen Leben. Sie sind individuell und subjektiv.

Kosten-Nutzen-Kriterien dürfen bei Entscheidungen über behindertes Leben keine Rolle spielen!

www.lebenshilfe-nuernberg.de

Als wir Mitarbeiter:innen von ihrer Krankheit erfuhren, beschlossen wir spontan: keine Klinik, keine erneute Verlegung, keine Auslieferung an fremde Gesichter und Situationen. Intuitiv war da der Wunsch, sie soll in diesem Zuhause sterben können. Es war in vielfacher Hinsicht eine Herausforderung, der sich alle beherzt stellten. Von den behandelnden Ärzten wurden wir engagiert unterstützt.

Etwas Besonderes war, wie ihre Mitbewohner:innen mit dieser Situation umgingen. Hatte es anfänglich noch Stimmen gegeben, dass es die anderen Menschen mit Behinderung belasten und überfordern könnte, so überraschten diese in der Art und Weise, wie sie damit umgingen und Inge begegneten. Solange Inge noch in den Garten ging, fand sich immer spontan jemand, der sie begleitete, mit ihr auf der Bank unter der Linde saß. Später, wenn sie es nur noch bis ins Wohnzimmer schaffte, gesellte sich gern jemand zu ihr, um mit ihr Flohhüpfen zu spielen oder zur Musik einer Kassette zu singen. Und gegen das Ende zu bekam sie Besuch in ihrem Zimmer, saß jemand bei ihr und sie erhielt manchen Händedruck oder sanftes Streicheln ihrer Hand.

Diese Zeit und die damit verbundenen Erfahrungen legten den Grundstein dazu, dass wir diese Praxis nach Mög-

lichkeit fortführen wollten. Das, was in der Gesellschaft teils umständehalber ausgelagert wurde, wollten wir im Haus bewältigen. Aufgrund der Altersstruktur der Bewohner und teils komplexer Krankheitsbilder drohte uns dies mit der Zeit zu überfordern. Umso froher waren wir, durch die Zusammenarbeit mit der Hospizakademie und dem Hospiz-Team Nürnberg notwendige und wertvolle Unterstützung zu erfahren.

Es ist an dieser Stelle wichtig, uns ins Bewusstsein zu rufen, dass dies die erste Generation von Menschen mit Behinderung ist, die nach der Euthanasie in Würde alt werden kann. Doch wir müssen unbedingt wachsam bleiben, denn das ist weder selbstverständlich noch ungefährdet. **Dass der Lebenswert dieser Menschen in Frage gestellt wird, geschieht nach wie vor: teils offensiv, wie etwa durch die Thesen eines Herrn Singer, teils durch irisierende Aussagen zur Eugenik, wie sie der philosophierende Salonlöwe Sloterdijk in seinen „Regeln für den Menschenpark“ macht.**

Teilweise erfolgt diese Infragestellung auch wieder auf bürokratischem Weg. Dabei wird das Recht auf Leben zur Rechengröße: Zehn mit Down-Syndrom lebende Menschen kosten zwei Millionen Kronen pro Jahr ...

So beginnt das Rechenexempel, das die Stadtverwaltungen von Kopenhagen und Frederiksberg ausgerechnet

im März 2003, im Europäischen Jahr der Behinderten, publik machten. Und berechnend, so wie die Stadtpolitiker diese Lebenssituation angehen, so einfach und rational bieten sie auch eine Lösung an: Die Stadt kann Millionen von Kronen sparen, wenn es diesen Kostenfaktor Mensch-mit-Down-Syndrom nicht gibt. Daher soll den Frauen eine vorgeburtliche Untersuchung angeboten werden, um den werdenden Müttern die sogenannte freie Wahl anzubieten und – wie die Politiker offen zugeben – um Kosten zu sparen.

Doch müssen wir örtlich und zeitlich gar nicht so weit gehen. Im Anschluss an eine Veranstaltung zum Thema Lebensrecht berichtete eine Frau, dass eine Freundin ihr Kind mit Down-Syndrom zur Welt bringen wollte. Der Arzt fragte sie daraufhin nachdrücklich, ob ihr klar sei, was sie damit sich und der Gesellschaft zumute!

Ein weiteres brisantes, ja bedrohliches Thema will ich hier anreißen: die Präimplantationsdiagnostik (PID) verstößt als Legitimation einer selektiven Untersuchungsmethode gegen das historisch begründete Menschenwürdekonzept. Die PID schafft in hohem Maße die Gefahr der Stigmatisierung von Menschen mit Behinderung, indem sie dem Mythos Vorschub leistet, ein Kind nach Maß sei machbar. Damit sind nur einige bedrohliche Sachverhalte benannt, die zeigen, dass es Folgendes

„Ein brisantes Thema: Die Präimplantationsdiagnostik. entschieden zu verteidigen gilt:

Menschen mit einer geistigen Behinderung haben die gleichen Grundrechte wie Menschen ohne eine Behinderung.

Menschen mit Behinderung haben den gleichen Anspruch auf Freiheit, auf Unversehrtheit und auf Teilhabe an der Gesellschaft.

Jeder Mensch ist Träger uneingeschränkter Menschenwürde, er oder sie ist in der Person und als solche einzigartig und unverwechselbar.

Der Entwicklungsstand einer Persönlichkeit kann nicht als Kriterium für Menschsein herangezogen werden.

Wir müssen wachsam bleiben!

Wir müssen jetzt und im Weiteren entschieden für das Lebensrecht von Menschen mit Behinderung eintreten, für ein Leben in Würde bis zuletzt!

Wilfried Klatt, verantwortliche Leitung der Wohnheime der Lebenshilfe Nürnberg bis 2018

Neues aus der Vorstandschaft

Vorankündigung – Termin bitte vormerken Mitgliederversammlung 2024

Die Mitgliederversammlung des Hospiz-Team Nürnberg e. V. findet statt am

**Montag, 01. Juli 2024, um 18:30 Uhr
in der Deutschherrnstraße 15 – 19, Nürnberg,
im 4. OG, Räume 1 + 2**

In diesem Jahr steht satzungsgemäß die Neuwahl der Vorstandschaft auf der Tagesordnung.

Deshalb wünschen wir uns eine rege Teilnahme an der Mitgliederversammlung und bitten darum, den Termin vorzumerken.

Gabriele Wollnik, Stellvertretende Vorsitzende

Konzertabend für den Frieden begeistert

„Wenn man den Frieden herbeisingen könnte, dann wäre er jetzt da!“ Mit diesen Worten verabschiedete sich eine ZuhörerIn vom Konzert in der St. Martha-Kirche in Nürnberg. Die Kantorei der Evangelischen Gemeinde Burgthann (Leitung Susanne Wittekind) hatte zusammen mit dem Chor „Voices of Spirit“ (Leitung Brigitte Urdaneta) aus Burgthann ein furioses Friedenskonzert gegeben.

Zu Gehör kam das Oratorium „The Peacemakers“. Es stammt aus der Feder des walisischen Komponisten Karl Jenkins. In 17 kunstvollen Chorstücken vertonte er berühmte Friedensworte unter anderem aus der Bibel, von Mahatma Gandhi, Martin Luther King und aus dem Koran. Die Wurzeln des Komponisten im Jazz waren deutlich zu hören, auch Anklänge an seine Heimat waren zum Beispiel im Stück „Healing Light“ zu erkennen. Im weiteren Verlauf des Konzertes kamen mehr und mehr Rhythmen und Melodieführungen zum Tragen. Mal ruhig, fast schon meditativ wenn es um den inneren Frieden ging (Text von Dalai Lama), mal

progressiv-stürmisch im Lied über die Tapferkeit der Friedensstifter (Text von Mutter Theresa). Wie kunstvoll Jenkins komponiert, war dann im Stück „Let there be justice for all“ nach einem Friedenswort von Nelson Mandela zu hören: Gregorianisch anmutende, von den Männerstimmen getragene Klänge wechselten sich mit hellen und sanften Oberlinien der Frauenstimmen ab. Der „Evening prayer“ wirkte dagegen verspielt, leicht, wie ein schlichtes Abendlied für Kinder. Federleicht kam dann das Stück „Dove“ in die Kirche, wie eine Taube schwebten die Töne nieder und gaben dem bekannten Friedenssymbol einen wunderbaren musikalischen Ausdruck. Die Charakteristik der Stücke wurde durch die Interpretation der Musiker (Percussion von Alexander Urdaneta und Thomas Becher, Piano von Norbert Hiller, Bass von Gerold Wittekind, Geige von Johanna Zerer sowie Querflöte von David Alamo) eindrucksvoll unterstrichen.

Teil eins und zwei des Oratoriums wurden unterbrochen durch eine Orgelsuite komponiert von Robert Jones,



vorgetragen von Dr. Thomas Greif. Komponist und Organist sind einander persönlich bekannt. Die „Peace Suite“, wie das Gesamtwerk aus 4 Einzelstücken heißt, wurde auf Anregung von Greif kreiert. Virtuos vorgetragen, war es ein Genuss für die Ohren.

Chor, Musiker und das Orgelspiel wurden am Ende vom Publikum mit Standing Ovationen gefeiert. An dieser Stelle gilt es, die außergewöhnliche Leistung der beiden musikalischen Leiterinnen, Susanne Wittekind und Brigitte Urdaneta hervorzuheben. Mit ihrer Energie, ihrer Musikalität, ihrem Esprit haben sie Chormitglieder wie Musiker mitgerissen und zur Höchstleistung motiviert. Die vielen Stunden der Vorbereitung haben sich gelohnt und die Besucher kamen so zu einem unvergesslichen Hörerlebnis.

Den glanzvollen Abschluss des Konzerts bildete dann als Zugabe das „Alleluja“, ebenfalls von Karl Jenkins komponiert.

Die Einnahmen des durch das Hospiz-Team Nürnberg organisierten Konzerts kommen dem Kinderhospizdienst Nürnberg zu Gute.

„Wenn man den Frieden herbeisingt, ist er da.“ So könnte man das Anfangszitat umformulieren. Friedlich verzaubert verließen die Zuhörer die wunderschöne Kirche St. Martha. Der Klang des Friedens hallt hoffentlich noch lange nach. Ein Klang, den es in diesen Tagen ganz besonders braucht.

*Diakon Marcus Hecke
Koordinator im Hospiz-Team Nürnberg und
Mitarbeiter in der Hospizakademie Nürnberg*



**Ein Kind ist wie ein Schmetterling im Wind.
Manche fliegen höher als andere,
aber alle fliegen so gut sie können.
Sie sollten nicht um die Wette fliegen,
denn jeder ist anders, jeder ist speziell
und jeder ist wunderschön**

Unbekannter Verfasser



Kinder- und Jugendhospizdienst feierte 15jähriges Jubiläum

Am 9. Februar feierte der Kinder- und Jugendhospizdienst des Hospiz-Team Nürnberg e.V. sein 15jähriges Jubiläum. Bei einer fröhlichen Geburtstagsfeier in der alten Stadtvilla ‚Villibald‘ wurde von unserem 1. Vorsitzenden, Herrn Dirk Münch, der Anfänge gedacht, ein Status Quo aufgezeigt und auch der Blick in die Zukunft gerichtet. In den Grußworten der Stadt Nürnberg, vertreten durch Frau Elisabeth Ries, Stadträtin im Referat Familie, Soziales und Gesundheit und von Frau Nadine Dier, Vorstandsmitglied im Bundesverband Kinderhospizdienst, wurden auf die Bedeutung des Kinderhospizdienstes für die Stadt Nürnberg und auf die Herausforderungen, denen die Haupt- und Ehrenamtlichen in ihrer täglichen Aufgabe gegenüberstehen, hingewiesen. Herausforderungen, die auch durch die sich verändernde Gesellschaft entstehen. Beide Rednerinnen betonten dabei die wertvolle Arbeit aller Beteiligten und zeigten auf, welche Haltung und innere Stärke es braucht, um diese Arbeit tun zu können. Die Anwesenheit und die Grußworte von Frau Ries und von Frau

Dier waren ein schönes Zeichen ihrer Wertschätzung uns, aber auch unseren Gästen gegenüber.

Zusammen mit Sponsoren, Unterstützern, Kooperationspartnern und Vertretern befreundeter Hospizvereine fand viel Austausch und fröhliches Beisammensein statt.

Musikalisch wurde der Abend von Pino Barone begleitet, der wunderbar die Stimmung aufgenommen und sich in Tempi und Lautstärke dem jeweiligen Moment angepasst hat.

Das besondere Ambiente des ‚Villibald‘ ermöglichte eine besondere Geburtstagsfeier. Zum Abschluss gab es die Versteigerung einer tollen Pflanze, die uns freundlicherweise von der Blumenmanufaktur BlütenReich aus Schwabach, die auch den sehr individuellen Blumenschmuck übernommen hat, zur Verfügung gestellt wurde.

**Vielen Dank an alle, die mit uns
gefeiert haben.**

*Ingrid Kästlen,
Referentin Öffentlichkeitsarbeit*

Triage in Senioren- und Pflegeheimen?

Anfang 2020 kam mit voller Wucht die Atemwegserkrankung COVID-19 auch zu uns nach Deutschland. Es stellte sich schnell heraus, dass diese Virus-erkrankung sehr ansteckend ist und lebensbedrohlich sein kann. Daraufhin stellte im März 2020 der Bundestag eine „epidemische Lage von nationaler Tragweite“ fest. Dazu wurde schnell das erste Gesetz zum Schutz der Bevölkerung bei einer epidemischen Lage von nationaler Tragweite in Kraft gesetzt. Um die Pandemie einzudämmen, beschlossen Bund und Länder weitgehende Einschränkungen für das öffentliche Leben. Es galten Kontaktbeschränkungen und sogenannte „Lockdowns“ wurden verhängt. Wir lernten viel über AHA-Regeln, Inkubationszeit, Super-spreading, Aerosole, usw.

Trotz der vielen Maßnahmen wurden die Krankenhäuser und deren Intensivstationen schnell voll. Der Präsident der Deutschen Interdisziplinären Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin (DIVI), Uwe Janssens, sagte im ARD-Fernsehen, in den Krankenhäusern sei es nicht „fünf vor“, sondern „fünf nach zwölf“: „Die Belastungen auf den Intensivstationen haben ein Ausmaß angenommen, das nicht mehr lange von Pflegern und Ärzten ge-

stemmt werden kann. Wir befürchten einen körperlichen und psychischen Kollaps der Mitarbeiter:innen, die nun schon seit Wochen diesen Anforderungen ausgesetzt sind“. (Deutschlandfunk, Jan-Martin Altgeld 15.12.2020)

Auf Grund dieser bisher ungekannten Überbelastung kam auch die Begrifflichkeit „Triage“ ins Spiel.

Triage, deutsche Bezeichnung auch Sichtung oder Einteilung, ist ein nicht gesetzlich kodifiziertes oder methodisch spezifiziertes Verfahren zur Priorisierung medizinischer Hilfeleistung bei unzureichenden Ressourcen, zum Beispiel aufgrund einer unerwartet hohen Anzahl an Patienten. (Wikipedia)

D. h. die Ärztinnen und Ärzte sind dabei aufgefordert, sehr schnell eine Ersteinschätzung zu treffen, welcher Mensch eine intensivmedizinische Behandlung nötiger hat als der andere. Die Triage gilt grundsätzlich als ethisch schwierige Aufgabe.

Offiziell wurde die Triage, im Rahmen der COVID-19-Pandemie, nicht durchgeführt. Dennoch warnte die damalige Bundesjustizministerin, Christine Lambrecht (SPD), vor versteckter Triage in Pflegeheimen. Sie sagte:

„Aber es wäre schrecklich, wenn alte Menschen wegen fehlender Erfolgsaussichten nicht mehr aus Pflegeheimen in Krankenhäuser überwiesen würden.“ Hinweise und Äußerungen, wonach in Altenpflegeheimen bereits eine informelle Vorauswahl für die Überweisung von hochbetagten Coronapatienten getroffen wurde, kommentierte Lambrecht mit den Worten: „Das wäre völlig inakzeptabel. Darüber muss doch Einigkeit herrschen, ethisch wie rechtlich: In diesem Land ist uns jedes Leben gleich viel wert.“ Der Vorstand der Deutschen Stiftung Patientenschutz, Eugen Brysch, teilte mit, dass das Durchschnittsalter auf den Intensivstationen teilweise auf unter 60 Jahre gesunken sei. Zugleich liege der Anteil der über 70-jährigen, die an COVID-19 gestorben seien, bei über 90 Prozent. „Dieser Widerspruch ist besorgniserregend“, sagte Brysch. Der damalige SPD-Gesundheitspolitiker und jetzige Bundesminister vermutete, dass sich die zuständigen Ärzte auf Basis von Patientenverfügungen, oder in Rücksprache mit den Angehörigen, in vielen dieser Fälle gegen eine Einweisung in die Klinik entschieden. (Ärzteblatt 26. Januar 2021)

Im ersten „Coronajahr“ war ich in der direkten Pflege in verschiedenen Senioren- und Pflegeheimen tätig. Es haben sich trotz aller eingehaltenen Hygienemaßnahmen viele Bewohnerinnen und Bewohner sowie viele

Kolleginnen und Kollegen infiziert. Diese Situation war für alle Beteiligten äußerst angespannt. Zum einen war die Angst, sich und seine Lieben zu infizieren, immer gegenwärtig, und zum anderen bestand die Sorge um die anvertrauten Bewohnerinnen und Bewohner. Diese Sorge war berechtigt, da zunächst sehr viele Bewohnerinnen und Bewohner verstarben. Die zuständigen Hausärzte waren immer vor Ort und haben den Krankheitsprozess begleitet. Krankenhauseinweisungen aufgrund COVID-19 gab es zunächst keine. Die jeweiligen Bevollmächtigten oder Betreuer wurden sofort über die Infektion informiert.

Zudem war es jedem klar, dass die Krankenhäuser und deren Intensivstationen überfüllt sind. Ebenso waren sich Hausärzte und Angehörige darüber einig, dass es besser ist, den Menschen in seiner gewohnten Umgebung sterben zu lassen. Konkrete Festlegungen in Patientenverfügungen, die diese Entscheidung untermauert hätten, gab es meist nicht. Nichtsdestotrotz haben die Bevollmächtigten bzw. Betreuer gemeinsam mit den behandelten Hausärzten eruiert, was der Betroffene selbst in dieser Situation entschieden hätte. Viel Zeit blieb dafür jedoch nicht, da der Krankheitsprozess einen schnellen Verlauf nahm, der meist mit immer stärker werdendem Fieber begann und mit dem Tod endete. Nach den durchgeführten Impfungen nahmen dann,

zu unser aller Erleichterung, die Todesfälle wegen COVID-19 drastisch ab, so dass eine Krankenhauseinweisung meist nicht mehr nötig erschien.

Letztendlich werden wir auf einige Fragen keine Antwort bekommen. Vor allem nicht auf die Frage, ob es sich um eine „versteckte“ Triage handelte. Was wir wissen ist, dass unser Gesundheitssystem, aus unterschiedlichen Gründen, schnell an seine Grenzen stößt. Die Personalsituation im Gesundheits- und Pflegebereich ist prekär. Die Versorgung von kranken und betagten Menschen wird immer schwieriger zu bewältigen sein. Eine nicht gerade rosige Zukunft steht hier scheinbar vor uns. Nur ein mutiges und beherztes Handeln von Staat, Politik und Gesellschaft kann, meiner Meinung nach, hier wieder Hoffnung schenken.

Triage bei der Heimaufnahme?

Bei meiner Recherche zum Thema Triage stieß ich auf einen weiteren besorgniserregenden Artikel von „tagesschau.de“ vom 20.06.2023 mit dem Titel „Triage in der Pflege? Heimleiter und Fachleute schlagen Alarm“. Hier ist zu lesen, dass viele ältere Patienten Klinikbetten belegen, da für sie nicht rechtzeitig eine Anschlussversorgung gefunden werden kann. Der Grund sei, dass viele Pflegeheime schwierige Patienten nicht mehr aufnehmen. Experten sprechen deshalb auch hier von Triage. Eine Residenzdirectorin einer Altenpflegeeinrichtung kommt in die-

sem Artikel zu Wort und sie berichtet, dass zwar viel Platz für weitere Bewohnerinnen und Bewohner vorhanden sei, jedoch ihr das Personal fehlt diese zu versorgen. So seien 20 von 70 Betten nicht belegt. Sie müsse, erzählte sie, ein gutes Gleichgewicht finden, „damit die Mitarbeiter nicht überlastet, aber auch die Bewohner gut versorgt sind“. Sie räumt auch ein, dass sie Krankenhausanfragen schnell geprüft hat und Patienten aufnimmt, welche „kein aufwendiger Fall“ seien. Weiter sagte sie, dass es schon sehr traurig sei, dass sie jetzt, aus Mangel an Alternativen, aussortieren müsse. Mit dem Thema Triage in der Pflege hat sich die Bochumer Altersforscherin Tanja Segmüller von der Hochschule für Gesundheit intensiv beschäftigt. Für sie ist der Fall eindeutig: „das ist auf jeden Fall eine Pflege-Triage, weil die Menschen, die den geringsten Pflegebedarf haben, die größte Chance haben, in einem Heim einen Platz zu bekommen und die, die am dringendsten Pflege bräuchten, die Schwerstpflegebedürftigen, die bleiben auf der Strecke in der Klinik oder werden sogar, wir es nennen, blutig entlassen nach Hause, ohne Versorgung.“ Der Artikel berichtet auch von einem Hilferuf aus den Pflegestützpunkten. Monika Kunisch vom Pflegestützpunkt Ludwigshafen berichtet: „Wir müssen bei uns in der Beratung feststellen, dass immer öfter Menschen aus den Krankenhäusern entlassen werden, die nicht entsprechend versorgt sind. Wir sehen dann oft in Hausbesuchen,

dass weder die ambulante pflegerische Versorgung noch die medizinisch-pflegerische Versorgung gewährleistet ist. Und das ist ein Notstand, den kann man so einfach nicht lassen“. Deshalb hatte sie und fünf weitere Beraterinnen von Pflegestützpunkten aus ganz Rheinland-Pfalz einen schriftlichen Hilferuf an die Politik verfasst. Dieses Papier ging auch an den rheinland-pfälzischen Sozialminister Alexander Schweitzer (SPD). Im Interview mit Report Mainz sagte er auf die Frage, ob es sich um Pflege-Triage handele: „Ich würde dieses Wort nicht benutzen. Weil ich einfach nicht sehe, dass wir, mit Blick auf die tatsächliche Situation, insgesamt schon in der Situation sind. Aber das Thema Fachkräfte drückt da natürlich und das Thema Fachkräfte ist der Grund, warum Pflegeeinrichtungen sagen, wir müssen schauen, wen wir aufnehmen können, und können wir noch jemanden aufnehmen.“

Aus meiner praktischen Erfahrung als Pflegedienst- und Einrichtungsleiter kann ich berichten, dass ich zwischen der Fürsorgepflicht zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie unserem gesellschaftlichen Auftrag als Altenhilfeeinrichtung eines Wohlfahrtsverbandes in einem ständigen Konflikt war. Ich wusste, dass ich meinen meist weiblichen Mitarbeitern einen beispielsweise stark übergewichtigen, schwer pflegebedürftigen Menschen nicht ohne weiteres zumuten konnte. In diesem Fall habe ich mich

dann auch eher für einen nahezu rüstigen Menschen entschieden und aufgenommen. Gleichzeitig wusste ich, dass ich dadurch wahrscheinlich den abgelehnten Pflegebedürftigen und seine Angehörigen in massive Nöte brachte. Nicht selten flossen bei den Anfragenden Tränen der Verzweiflung.

Auch hier muss schnell und effektiv gehandelt werden. Es ist dringend nötig, viele Menschen für den Pflegeberuf zu begeistern. Noch wichtiger ist es, alles dafür zu tun, dass die arbeitenden Pflegekräfte nicht aussteigen oder so krank werden, dass sie nicht mehr in den Pflegeberufen arbeiten können. Ich kenne viele Kolleginnen und Kollegen, die im Prinzip ihren Beruf lieben, jedoch Zweifel haben, ob sie der andauernden Arbeitsbelastung gewachsen sind. Nachdem unsere Bevölkerung immer älter, aber nicht unbedingt gesünder wird, besteht hier ein großer gesellschaftlicher Auftrag. Jeder von uns möchte doch, vor allem auch im Alter und im letzten Lebensabschnitt, bedarfs- und bedürfnisorientiert versorgt werden. Auch wenn uns Lokführer, Landwirte, Klimaaktivisten usw. mit ihren Streiks und Demonstrationen beschäftigen, darf der Pflegebereich nicht aus dem Blick geraten.

Spätestens „Jetzt“ muss etwas getan werden!

Jürgen Schnierstein, Berater, Hospiz und Palliativ Beratungszentrum

Der beste Kiosk in der Stadt

Im Sommer fuhr ich das erste Mal zu ihr- ein heißer Augusttag, es herrschte noch Maskenpflicht, die Koordinatorin wartete schon vor der Haustür und ich war aufgeregt. Meine Ausbildung zur ehrenamtlichen Hospizbegleiterin hatte ich gerade abgeschlossen- Frau N sollte meine erste Begleitung werden. Wir gingen hinein. Eine kleine Wohnung, bescheiden und freundlich eingerichtet, Blumen auf der Fensterbank zur Straße, die Fenster weit geöffnet, die alte Dame saß in ihrem Sessel und erhob sich langsam als wir das Zimmer betraten. Eine dünne, durchsichtige, sicher 15 m lange Leitung schlängelte sich durch die Wohnung von der Küche aus bis zur Nase der Frau und versorgte sie mit zusätzlicher Luft. Wir stellten uns vor, die Koordinatorin und ich behielten unsere Masken auf, zu dritt begannen wir zu sprechen. Die Koordinatorin verabschiedete sich nach einer Weile. Frau N und ich sprachen weiter, beäugten uns neugierig, waren vermutlich beide etwas aufgeregt und verabredeten uns für den nächsten Dienstag um 17.30 Uhr.

Der Dienstag kam, ich ging zu ihr, wir sprachen und tranken einen Tee, und stellten fest- Dienstag ist ein guter Tag für den Besuch. Und so verabredeten wir uns wieder für den nächsten Dienstag. Und so ging es Dienstag für Dienstag weiter. Ich installierte einen Block „privat“ in meinen Arbeitskalender für Dienstagabend. Meine Aufregung sank und meine Freude an diesen Begegnungen wuchs mit jedem Besuch. Es spielte sich ein, dass sie mir zur Begrüßung die Tür öffnete, und sie das Wasser für den Tee aufsetzte während ich Jacke und Schuhe auszog. Zum Abschied stellte sie sich an das Fenster ihres Esszimmers und lehnte sich hinaus. Da ihre Wohnung im Erdgeschoss war, stellte ich mich manchmal nach Verlassen des Hauses unter das Fenster und wir sprachen noch ein wenig weiter. Wir hatten Spaß daran so zu tun als wäre das Esszimmerfenster ein Kioskfenster- und so bestellte ich „Pommes Mayo“ und sie dachte sich jedes Mal eine Antwort aus, warum der imaginäre Kiosk wieder nicht die Bestellung erfüllen kann. Dann lachten wir, ich alberte über den schlechtesten Kiosk in der Stadt,

sie winkte mir nach. **Und ich fühlte mich satter als Pommes und Mayo es jemals machen könnten.**

Manchmal sprachen wir über ihre Krebserkrankung- sie sprach dann von „meinem Freund“, die Symptome und Lösungen für die Bewältigung des Alltags. Dann sprachen wir vom Weltgeschehen, von Nachbarschaft, vom Freibad, vom Mittagessen und ohne große Anstrengung in der nächsten Minute von unseren Vorstellungen vom Tod und was dann kommt. Wir erzählten, teilten, lachten und trauerten. Manchmal fragte ich mich, ob ich irgendwie „professioneller“ sein muss als Hospizbegleiterin. Ich hatte das Gefühl, ich bin einfach „nur“ da. Und zugleich lag genau darin irgendwie das Geheimnis.

„Wir haben uns am Wochenende einen Baum ausgesucht“, sagte sie eines Tages. Ich hatte mich gerade hingesetzt und brauchte einen Moment bis ich verstand, was sie meinte. Einige Wochen später stand der Umzug in ein Seniorenheim an. Ich fotografierte sie an „unserem Kiosk“, als sie sich zum Abschied wieder aus dem Esszimmerfenster lehnte und brachte ihr beim ersten Besuch im Seniorenheim das gerahmte Foto mit. Im Seniorenheim blieb es bei unserem Dienstagtermin, und sie lehnte sich aus dem Fenster, wenn ich ging, winkte mir nach bis sie mich auf meinem Fußweg zur U-Bahn nicht mehr sehen konnte. Ich ging jedes Mal berührt, beschenkt- als ob sie mir mit der Winkbewegung Segen und Frieden aus dem Fenster geschüttet hätte.

Sie starb an einem Sonntagmorgen. Demnächst folgt der letzte Umzug unter ihren Baum. Ich vermisse ihre willkommenden und nachwinkenden Hände und unseren Kiosk, an dem es weder Pommes noch Mayo gab. Aber es gab so viel mehr, was meine Seele heilsam berührt hat. Der beste Kiosk der Stadt.

Anne Brinkmann, Hospizbegleiterin





Auch Zeitzeugen
sind nur Zaungäste.

Michael Marie Jung

Sinnerfahrung trotz unabänderlichen Schicksals?!

Ist es möglich, trotz eines unabänderlichen Schicksals »Ja« zum Leben zu sagen, Sinn zu suchen, zu finden und ihn zu erfüllen? Kann das Leben – trotz all der negativen Aspekte – einen Sinn haben und seinen Sinn behalten? Wird das Leben nicht sinnlos durch tragische Umstände, schicksalhafte Einbrüche und die Tatsache, dass am Ende eines jeden Lebens der Tod steht?

Nach Viktor E. Frankl, dem Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse (sinnzentrierte Psychotherapie) ist auch der leidende Mensch von der Möglichkeit, einen Sinn zu finden und zu erfüllen, nicht ausgeschlossen, weil diese Möglichkeit ihm potenziell gegeben ist.

Frankl, der selbst das Konzentrationslager überlebte und mit dem Verlust seiner ganzen Familie umgehen musste, hätte dies wohl ohne die innere Überzeugung, dass das Leben in jeder Lage für die betroffene Person einen Sinn bereithält, nicht verkraften können.

Wie kann ein Mensch, der sich bedroht und ausgeliefert fühlt und der seiner Ohnmacht gegenwärtig nichts entgegensetzen hat, dahin kommen,

dass sie oder er trotz der unheilbaren Erkrankung wieder Sinnerfahrungen machen kann?

Der schicksalhaft leidende Mensch gelangt nach Frankls Überzeugung am ehesten zu höchster Sinnerfüllung. Wodurch? Durch die Erfüllung von Einstellungswerten. Durch die Möglichkeit, zum individuellen Schicksal eine sinnvolle Einstellung einnehmen zu können, wenn das, was bisher wichtig und wertvoll war und Sinnerfahrung ermöglicht hat, nicht mehr gelebt werden kann. Dies setzt allerdings voraus, dass Selbstkompetenz erworben werden konnte (vgl. V.E. Frankl 1984, S.203).

Zu Selbstkompetenz und Selbstbestimmung gelangt ein Mensch vor allem dann, wenn sie oder er sich durch die inneren Widerstände und niederziehenden Gefühlskräfte hindurch ringt, und in der Krise ein Sinn erkannt werden kann. Wenn man sich durch die innere Dunkelheit und die scheinbare Aussichtslosigkeit und gefühlte Sinnlosigkeit der Situation hindurchglaubt und darauf vertraut, dass Sinn in der gegenwärtigen Lebenssituation vorfindlich ist.

Diese innere Arbeit, dieses Suchen nach dem eigenen Selbst und nach Sinn, dieses Hindurchringen durch alles Niederziehende, Aussichtslose und Sinnlose, das Hindurchglauben durch die Krise, das mühevoll Vollziehen der Überwindungen hilft nicht nur die Krise zu durchstehen. Es geschieht eine innere Wandlung, die innere Freiheit und Persönlichkeitsentwicklung bewirkt, und die auch Leidensfähigkeit mit einschließt.

Indem der leidende Mensch zum Schicksal Stellung bezieht, kann es dazu kommen, dass das Tiefste aus sich selbst herausgebracht wird, indem man nicht mehr dient und liebt, sondern leidet und im Leiden Zeugenschaft ablegt darüber, was der Mensch sein kann – im Äußersten, in der Grenzsituation (vgl. U. Böschmeyer 1996, S.133).

Mit dem Tiefsten sind hier Sinngehalte gemeint, auf die der Mensch angelegt ist, zu denen sie oder er aber bisher noch keinen Zugang gefunden hat, und die deshalb auch noch nicht gelebt wurden.

Dort wo man das Schicksal nicht mehr in die Hand nehmen kann, gilt es, das Schicksal auf sich zu nehmen. Dann aber hat das Leiden noch immer einen Sinn.

Der Sinn liegt dann darin, in welcher Haltung wir dem Schicksal begegnen; wie wir dieses Schicksal auf uns neh-

men, wie wir uns einstellen zu solchem Leiden, wie wir es tragen: genau darin, in diesem Wie, ist eine Möglichkeit gegeben, Sinn zu erfüllen und in unser Leben hinein zu investieren (vgl. V.E. Frankl 1987).

Manchmal kann es aber auch sein, dass ein Mensch nicht mehr die Kraft hat, der Krise einen Sinn abzurufen. Dann kommt es darauf an, zuzulassen, was ist.

Gerade dann, wenn wir loslassen und nicht mehr krampfhaft an etwas festhalten oder darum kreisen, bricht sich oft ein Sinngefühl (z. B. Hoffnung) wie ein Lichtstrahl die Bahn in uns, bewirkt Vertrauen und eröffnet neue Perspektiven.

Menschen, die mit einem unabänderlichen Schicksal zurechtkommen müssen, können darauf vertrauen, dass sich manche wichtigen Werte und Potenziale im Leben erst dann zeigen und ihre Kräfte entfalten, wenn sie gebraucht werden. Dabei können sie die Erfahrung machen, dass sie gerade dort, wo sie nichts mehr tun können, vom Leben getragen werden und Geborgenheit im Absoluten erfahren.

Der Umgang mit dem Unabänderlichen kann gelingen, wenn es nicht als Schicksal verstanden wird, das zwangsläufig zur Wertminderung des ganzen Daseins führt, wenn das Unumkehrbare als Herausforderung zur

Erweiterung und Vertiefung des persönlichen Lebens begriffen wird.

Menschen, die sich trotz ihrer Krise, ihrer unheilbaren Krankheit weiterentwickelt haben und sich weiterentwickeln, bleiben lebendig und verbreiten in ihrer Umgebung – trotz allem – eine Atmosphäre der Freiheit und Lebendigkeit. Sie gewinnen trotzdem neue Perspektiven und Einstellungen für ihr Leben. In ihnen wächst die Bereitschaft, sich für das zu öffnen, was sein soll und sein muss. Diese Bereitschaft, sich darauf einzulassen, kann zu einer tiefen Sinnerfahrung führen.

Literatur

Böschmeyer, Uwe (1996):

Neu beginnen,

Lahr SKV Edition Lebenszeichen

Frankl, Viktor E. (1984):

Der leidende Mensch,

Verlag Hans Huber

Frankl, Viktor E. (1987):

Theorie und Therapie der Neurosen,

Verlag Ernst Reinhardt

Ulrich Oechsle

Nürnberger Institut für

Existenzanalyse und Logotherapie

www.logotherapie-nuernberg.de



Steckbrief neue Mitarbeiterin

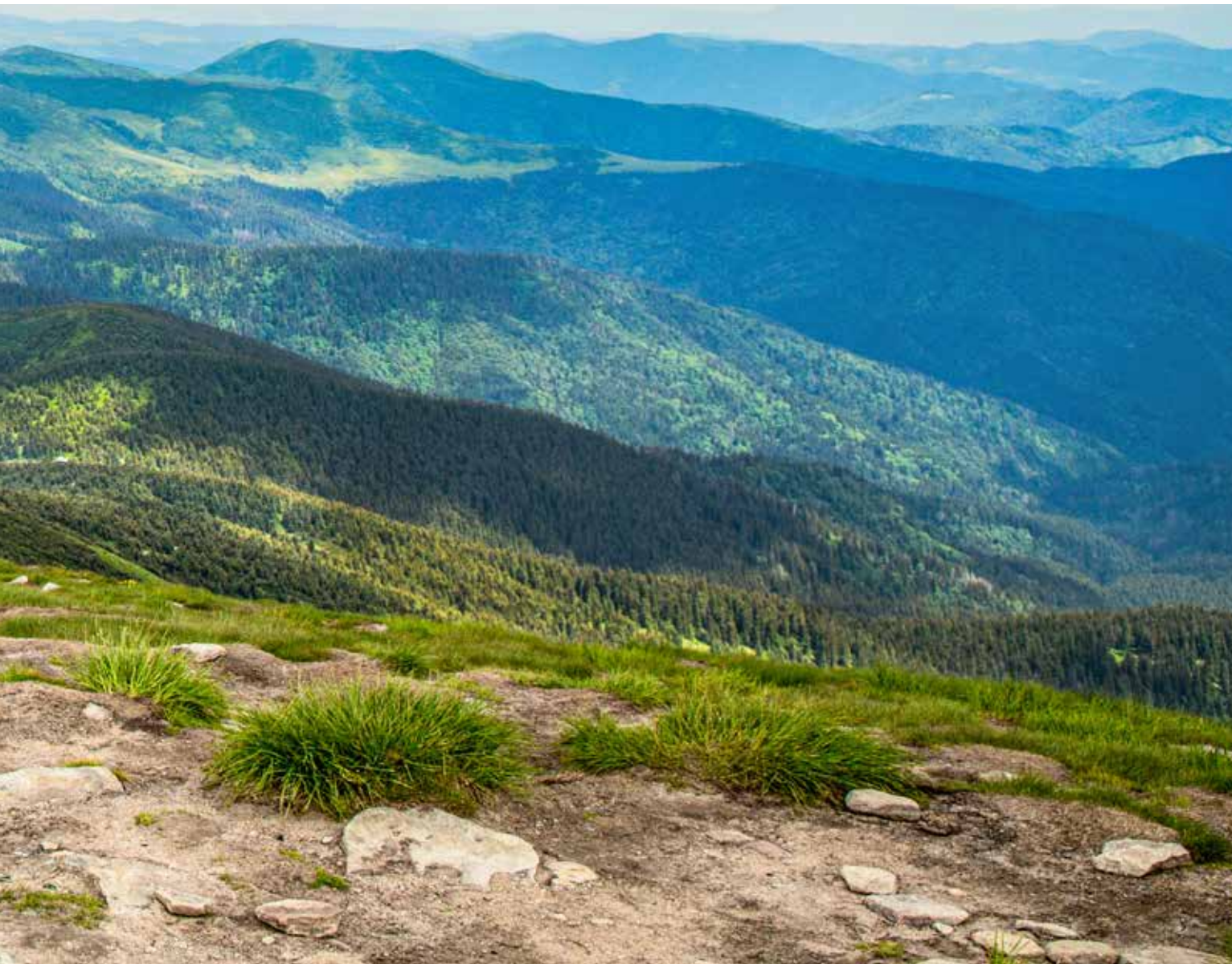


Name	Ute Schießl
In welchem Bereich bist Du anzutreffen?	Koordinatorin Palliative Care mit Schwerpunkt Senioren- und Pflegeeinrichtungen
Darum wollte ich zum Hospiz-Team Nürnberg	Nach vielen Jahren meiner Tätigkeit als Krankenschwester auf der Palliativstation im Klinikum Nürnberg arbeitete ich anschließend fast vier Jahre im Hospizverein Schwabach, und bin nun zum Jahresbeginn 2024 in das Hospiz-Team Nürnberg gewechselt. Nach wie vor ist es mir eine Herzensangelegenheit, Menschen in palliativen Lebenssituationen auf ihrem letzten Lebensweg zu begleiten, und in dieser schweren Zeit auch den Angehörigen zur Seite zu stehen. Ich schätze die sehr große Dankbarkeit, die uns in diesem Arbeitsbereich entgegengebracht wird.
Mein Lieblingsplatz in Nürnberg ist	Natürlich Zabo, ich bin aber auch sehr gerne im Umland an den Seen oder in der Fränkischen Schweiz unterwegs.

Wir gedenken
Berthold Schmeiser und
bedanken uns für seine
langjährige Treue als
Hospizbegleiter und Mitglied.

Menschen gehen,

aber ihre Liebe bleibt

**Herausgeber**

Hospiz-Team Nürnberg e.V.
Deutschherrnstraße 15 - 19, 90429 Nürnberg
Telefon: 0911 891205-10
Mail: redaktion@hospiz-team.de
Homepage: www.hospiz-team.de

Redaktion

Diakon Dirk Münch (V.i.S.d.P.)
Iris Feneberg, Anja Geier, Cornelia Grötsch, Diakon Marcus Hecke,
Ingrid Kästlen, Diakon Thomas Mrotzek, Susanne Riedner,
Diakon Helmut Unglaub, Gabriele Wollnik

Fotos

Gabriele Wollnik, Frankie Dörflein, Ingrid Kästlen, Beate Strauß,
Wilfried Klatt, adobe stock

Gestaltung

STRAHLER Design.Kommunikation.Projekt
www.strahler-design.de

Druck

Schuster-Druck GmbH